

Der Kleinste unter den großen Pianisten MURRAY PERAHIA



Von Christian Bachmann



Das Wunder wiegt 48,5 Kilogramm und ist 159 Zentimeter klein. Wenn es sich an den Flügel setzt, dann geschieht das in der ungelassenen Art von Klavierschülern, die sich zum erstenmal vor halb-öffentlichem Auditorium produzieren. Nichts läßt vermuten, daß sich hinter der unscheinbaren, kleinen Menge Mensch, die da scheu und etwas verwirrt an die Arbeit geht, eine der außerordentlichsten Künstlerpersönlichkeiten der jungen Generation verbirgt. Das Wunder wurde am 19. April 1947 im New Yorker Stadtteil Bronx in die Welt gesetzt. Es ist bekannt unter dem Namen Murray Perahia.

Einige Jahre sind es nun schon her, seit dieser Abkömmling spanischer Juden („Ich fühle sehr jüdisch und spanisch“) die Traditionalisten in bundesdeutschen Konzertsälen anlässlich seines hiesigen Debüts das Fürchten lehrte. 1977 war er wiedergekehrt, um nach seinem Berliner Einstand mit den dortigen Philharmonikern unter Riccardo Muti auf seiner Tournee durch Deutschland erneut geistige Unruhe zu stiften. Denn Konzerte mit Perahia sind, daran besteht nunmehr kein Zweifel, eine Herausforderung an Hörgewohnheiten, sind interpretatorische Provokation auf konstruktiver Basis. War er vor drei Jah-

ren noch ganz der hoffnungsvolle, durch den Sieg beim Klavierwettbewerb im englischen Leeds 1972 in die erste Reihe der jungen Pianistenelite hinaufkatapultierte Newcomer, so tritt uns heute der mittlerweile 30jährige Murray Perahia als feste Größe des Musikbetriebes entgegen. Der Exklusivvertrag mit der amerikanischen Schallplattenfirma CBS hat ihm bereits ein halbes Dutzend vielbeachteter und hochgerühmter Einspielungen eingebracht. Ein Projekt enzyklopädischen Formats, die Aufnahme sämtlicher Mozart-Klavierkonzerte - Perahia in Personalunion als Solist und Dirigent des English Chamber Orchestra - ist teilweise bereits realisiert und auf dem Markt. Die Resonanz auf eine seiner jüngsten Veröffentlichungen, die Einspielung der Mozart-Klavierkonzerte KV 271 und KV 467, weist auf den Rang des Außergewöhnlichen; eine weitere Mozart-Platte zur Tournee mit dem English Chamber Orchestra Ende Februar enthält die Konzerte KV 413 und KV 466. Zu den Perahia-Abenden im April erscheint ein Schumann-Recital mit den Sinfonischen Etüden op. 13 und mit „Papillons“, eine andere Veröffentlichung gilt den Bartók-Stücken „Im Freien“ und der Sonate für Klavier aus dem Jahre 1926. Durchschnittlich neunzig Konzerte jährlich in aller Welt zeugen davon, daß das pianistische Federgewicht mittlerweile einer der gefragtsten unter den Junioren seiner Zunft ist. Murrays Kapazitäten scheinen ausgelastet.

Soviel Aktivität in Studio und Konzertsaal riecht auf den ersten Atemzug nach Vermarktung eines großen Talentes. Perahia selbst meint, daß achtzig bis neunzig Konzerte pro Jahr zwar etwas viel seien. Aber er hat genaue Vorstellungen davon, wie es weitergehen soll. Noch fünf Jahre will er, mit einer siebenmonatigen Pause als Zäsur, so flei-

ßig sein wie bisher. Erst dann wird kürzer getreten. Das helfe ihm, sich vertraut zu machen mit den Stätten seines Wirkens in den kommenden Jahrzehnten. Aber auch mit dem Repertoire, das er ja erst dabei sei, nach und nach konzertmäßig zu erproben. Soviel wie möglich zu konzertieren, sei für seine künstlerische Entwicklung jetzt sehr wichtig.

Daß er bei solcher Überbeschäftigung (oder - mit den Worten des Managers - Auslastung) kaum dazu kommt, sein Repertoire zu erweitern, ist Perahia klar. Aber er hat sich ausgerechnet, daß er von seinem Fundus einstudierter Werke noch gut und gern sieben Jahre zehren kann. Dazu kommt, daß sich der versierte Kammermusiker und ehemalige Assistent von Rudolf Serkin am Curtis Institute ohnehin viel Zeit läßt mit dem Erarbeiten neuer Werke. Musizieren ist für ihn gleichbedeutend mit Nachdenken über Musik. Und das erfordert Zeit. Schumann sei seine größte Liebe, sagt er - aber bevor er sich irgendwie spezialisiert, möchte er noch so viel wie nur möglich hinzulernen. Dazu gehört neuerdings in erster Linie Beethoven: „Ich beginne - was ich früher merkwürdigerweise nicht verspürte - eine tiefe Zuneigung zu Beethoven zu entdecken.“ Aber auch die zeitgenössische Musik soll vermehrt berücksichtigt werden. „Ich fühle mich verpflichtet, mich für etwas zu öffnen, das noch sehr jungfräulich ist. Zwar ist meine Lebensaufgabe als Pianist die Beschäftigung mit tonaler Musik und die Auseinandersetzung über das, was Dissonanz in tonaler Musik bedeutet. Und so ist es für mich natürlich recht schwer, neue Musik zu hören. Und es wäre falsch zu sagen, daß ich neue Musik leicht verstehe und daß diese leicht zu mir spricht. Aber ich möchte ihr eine faire Chance geben. Und ich sollte nicht jetzt, wo ich noch nicht genug davon kenne, einfach nein sagen.“

Perahia macht heute genauso wie zu Beginn seiner Laufbahn („Was mein Leben veränderte, war der Leeds-Wettbewerb. Da war ich plötzlich Solist, und ich mußte mich entscheiden für oder gegen die Karriere“) keineswegs den Eindruck, als ließe er sich durch den Kulturbetrieb verschleifen. Im Gespräch mit ihm hat man das Gefühl, daß er bei aller Bescheidenheit, die ihn fraglos zielt, genau weiß, was er will und wie man erreicht, was man will. Auch äußerlich zeigt er sich unverändert. „Er sieht aus wie ein Eskimo, den man in einen Pinguin-Fracks gesteckt hat“, schrieb vor Jahren der Londoner „Guardian“. An diesem Bild ist nichts zu retuschieren. Die Strähnen seines glatten, pechschwarzen Haars in der Stirn, die er mit den feingliedrigen Fingern der rechten Hand sanft zur Seite streicht - so kennt man ihn am Flügel, der seine winzige, unweigerlich ans Schutzbedürfnis appellierende Statur noch zerbrechlicher und schwächer erscheinen läßt, als sie ohnehin ist.

Künstlerisch hat Murray Perahia das Weiterzuentwickeln verstanden, worin

sich seine Größe manifestiert: im Porträtieren von Musik. Ganz und gar ein Meister der Feinzeichnung, ist das musikalische Detail seine große Liebe. Er ist gewissermaßen der Ziseleur unter den Pianisten, der Experte für mikroskopische Analyse der Musik. Einer Analyse, die intensive Gedankenarbeit voraussetzt und die das Publikum auch stets zu spüren bekommt dadurch, daß ihm scheinbar Bekanntes neu entdeckt wird.

„Die Stimulation durch das Publikum ist für mich etwas vom Erregendsten. Es läßt einen besser spielen, wenn man weiß, daß man die Leute direkt erreicht“, betont Murray Perahia. Von Glenn Goulds Offerte des Musikkonsums im Einwegverfahren mittels der Schallplatte hält er wenig. Das hat er dem Exzentriker des Klaviers gesprächsweise klargemacht. „Ich stimme mit Glenn Gould nicht überein, was seine Einstellung zum Publikum betrifft.“

Kontakt mit seinesgleichen, mit Musikern überhaupt, ist ihm, der sich gerade mit „Ulysses“ von Joyce auseinanderzusetzen hat und auch Agatha Christie zu seinen literarischen Favoriten zählt, besonders wichtig. Das war auch der Grund, weshalb er von New York, seiner Geburtsstadt, nach London, dem gegenwärtigen Mekka der Musik, umgesiedelte. „In London besteht eine wirklich lebendige musikalische Gemeinschaft ohne Konkurrenzdruck. Hier herrscht echte Kommunikation zwischen den Musikern. Das bewundere ich an dieser Stadt so sehr.“

Radu Lupu, Clifford Curzon, Alfred Brendel und Peter Pears zählt der ledige Künstler zu seinen engen Freunden. Mit ihnen diskutiert er, bei ihnen holt er Anregung. „Das hilft mir sehr. Diese Kommunikation zwischen den Musikern ist für mich sehr wichtig. Mit Radu Lupu, meinem engsten Freund, spreche ich fast jeden Tag. Bei ihm lernte ich, was die Formung des Klanges betrifft, sehr viel. Denn er studierte in Rußland. Mit Curzon bespreche ich unsere Interpretationen. Das öffnet einem manch unbekannte Türen.“

Ob ihn die Vorstellung nicht graust, ein Leben lang stets nur Werke anderer zu interpretieren? „Ich muß unbedingt komponieren. Nur nachschöpferisch tätig zu sein, füllt auf Dauer nicht aus. Komponieren hilft mir ja auch in meinem Leben als nachschaffender Künstler. Man findet dadurch sicher noch besseren Zugang zu den Werken“, sagt der Pianist Perahia. Doch wie das klingen soll, was er schreiben will, davon hat er noch keine genaue Vorstellungen. Soviel immerhin weiß er: es wird Musik fürs Klavier sein. Eine Musik auch, die den Widerspruch eines Künstlers deutlich macht, der als Interpret ganz der tonalen Musik verpflichtet ist und als Komponist sich getrieben fühlt, neue Wege zu gehen. Vorläufig bleibt das viele Notenpapier, das er stets im Gepäck hat, größtenteils unbeschrieben. Was darauf Platz findet, sind allenfalls Kadenzzen, die er zu Konzerten für sich

und seine Freunde schreibt. „Ich glaube nicht, daß ich ein Komponist im allgemein verstandenen Sinne sein werde. Aber um als Musiker überzeugen und glaubwürdig bleiben zu können, muß ich auch eigenschöpferisch tätig sein. Diese Verpflichtung habe ich als Interpret.“

Was bedeutet Murray Perahia, der nicht ohne den steten Zweifel am richtigen Verständnis des Werkes musiziert, die Musik? „Musik - das ist mein Leben. Sie ist eine Sprache außerhalb des Sagbaren, sie liegt nah bei der Seele. Und da hat man eben herauszufinden, was ein Werk sagen will. Das heißt dann, dieses so oft spielen und es in verschiedenster Weise durchdenken, bis es einem seinen Sinn erschließt.“ Perahia, der Kleinste unter den großen Pianisten, weiß, daß das nicht von heute auf morgen geht. Und er versichert, daß er sich da auch nicht hetzen läßt. Weil er die Gefahren seines Berufes erkannt habe. „Erfolg ist nicht unwichtig in bezug auf die Entwicklung eines Künstlers“, sagt Perahia. „Er garantiert den Luxus, sich Zeit für die Erarbeitung und Auffrischung des Repertoires nehmen zu können. Ich weiß, daß ich durch meinen Beruf auf vieles andere verzichten muß. Aber ich vermisste es überhaupt nicht. Denn ich habe ein tiefes Verlangen nach Musik und spüre eine große Verpflichtung, mich mit ihr in allen Formen zu beschäftigen. Die Musik ist für mich ein wundervoller Segen. Sie hilft mir, in einer Zeit, die kein eigentliches geistiges Zentrum hat, mit sich und dem Leben übereinzukommen.“

Was geht in ihm, der zugunsten der Spontaneität des Vortrages schon mal eine falsche Note riskiert, während des musikalischen Vortrags vor? „Man legt sich sozusagen an die innere Seite der Seele eines Werkes. Und was man erlebt, erzählt man einer großen Gemeinde. Es ist eine erhebende Erfahrung, die man da macht. Ob man das Publikum dabei letztlich erreicht, ist ungewiß und vielleicht auch nicht so bedeutsam. Aber wenn ich das Gefühl habe, daß ich beim Interpretieren dem Sinn eines Werkes nahekomme, dann habe ich auch die Empfindung, daß ich und das Publikum uns begegnen.“

Die Antwort, weshalb er überhaupt musiziere, ist ebenso lapidar wie bezeichnend für das Selbstverständnis Murray Perahias, dessen künstlerischer Reifeprozess gewissermaßen im Zeitraffer zu verfolgen ist. Er sagt: „Etwas in mir treibt mich dazu.“



Murray Perahia
gastiert am 19. Mai in Saarbrücken, am 22. Mai in Stuttgart.
Programm: Mozart, Klaviersonate D-dur KV 576; Chopin, Klaviersonate h-moll op. 58; Schubert, Klaviersonate A-dur op. posth. D 959